Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 17 (1949-1950)
Heft: 11

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

PROPHETEN IHRER VÖLKER

Wir pflegen unsere unmittelbare Vergangenheit das Zeitalter des Nationalismus zu nennen. Wir wollen damit sagen, daß die wesentlichen Triebkräfte der Geschichte dieses Zeitalters den politischen Bestrebungen der nationalen Einheiten einerseits, und dem Streben nach nationaler Einheit andererseits entstammten. Es mag sein, daß die Gegenwartsgeschichte durch übernationale Ideologien, die liberaldemokratische und die volksdemokratische bestimmt werden. Das Wort Nationalismus erregt uns gleichwohl, und oft sind wir unserer Sache nicht so sicher, ob die übernationale Ideologie besonders in der östlichen Hemisphäre nicht doch letztlich auf einen Nationalismus reduziert werden müßte.

Ganz abgesehen von der Frage nach den ausschlaggebenden Kräften der Geschichte wissen wir, daß die Realität, welche der Begriff Nationalismus umschreibt, auch heute Bedeutung besitzt, und zwar in Asien so gut wie in Europa, in Amerika so gut wie in Afrika.

Während im Zeitalter des Nationalismus jedoch die Bedeutung dieser Realität nicht nur festgestellt, sondern auch in Allgemeingültigkeit beanspruchende Weltbilder eingefügt wurde, vermögen wir sie heute lediglich zu registrieren, nicht aber in ein Allgemeines einzuordnen. Teils begnügen wir uns damit, naiv, das heißt ohne Berücksichtigung der jüngsten Erfahrungen, nationale Gedanken, wie sie im 19. Jahrhundert geprägt wurden, weiter zu verwenden; teils aber beschränken wir uns ebenso naiv, das heißt ohne Berücksichtigung dessen, daß der Nationalismus auch heute ein unwiderlegliches Faktum darstellt, ihn in Bausch und Bogen als ein Nichtseinsollendes zu verurteilen. In einer solchen Situation kann nur wissenschaftliche Arbeit helfen. Denn der Wissenschaft obliegt es letztlich, das Durcheinander unserer Gefühle, Meinungen und Erfahrungen in die Klarheit einer umfassenden Ordnung zu bringen. Der Geschichtswissenschaft im besonderen ist es aufgetragen, das Chaos derjenigen Vorstellungen zu lichten, die sich auf unsere Vergangenheit beziehen; in unserem Falle klarzulegen, was wurde im Zeitalter des Nationalismus unter Nationalismus überhaupt verstanden. Das Wort weist auf eine Tatsache, welche sich nicht allein in einem System von Aktionen, sondern auch in einem System von Gedanken manifestiert hat. Die Methode, welche der bedeutende amerikanische Erforscher des Nationalitätenproblems, Hans Kohn, in seinem Buch «Propheten ihrer Völker» in Anwendung bringt, ist deshalb außerordentlich fruchtbar. Professor Kohn sucht nämlich den Gehalt des Nationalismus zu erfassen, indem er sich mit dem Gehalt verschiedener nationaler Ideologien auseinandersetzt. Unter diesem Gesichtspunkt interpretiert er das Werk John Stuart Mills, Michelets, Mazzinis, Treitschkes und Dostojewskis. Er interpretiert mit vollendetem Takt. Ohne auf Wertung und persönliche Stellungnahme zu verzichten, anerkennt er in jedem Werk die Würde der geistigen Leistung.

Gemeinsam ist den Gedankengängen dieser fünf als Propheten ihrer Völker bezeichneten Männer das eine: Jeder bekennt den unerschütterlichen Glauben an die weltgeschichtliche Mission seines Volkes. Jeder erhebt sein Volk zum Träger unzerstörlicher Kräfte und ewiger Werte, und, was einem Thomas von Aquino die Christenheit oder Europa, einem Rousseau die Menschheit, bedeuten ihnen ihre Völker. Aber nicht nur, was sie verbindet, sondern auch, was sie trennt, ist

von Bedeutung. Während Mill, Michelet und Mazzini die Mission Englands, Frankreichs und Italiens im Rahmen der Humanität, im Rahmen Europas begreifen, verstehen Treitschke und Dostojewski die Humanität im Rahmen Deutschlands und Rußlands. Mazzini konnte sagen: «Die Völker sind wie die Mitglieder einer Familie verpflichtet, im Verhältnis ihrer Stärke, das Uebel zu bekämpfen und das Gute zu fördern...» Dostojewski dagegen war der Ueberzeugung, daß einzig der wahrhaft nationale Russe ein «Allmensch» sei.

Aus dem Glauben, daß im einzelnen Volke unzerstörliche, absolute Kräfte wirkten, ergibt sich mit Notwendigkeit die dem Nationalismus eigene hohe Einschätzung der Bedeutung der nationalen Geschichte. Was gestern geschah, ist bedeutsam, weil es als Wirkung jener Kraft verstanden wird, welche auch Gegenwart und Zukunft bestimmt. Meisterhaft knapp beschreibt Hans Kohn diejenigen geschichtlichen Voraussetzungen, welche der Engländer, der Franzose, der Italiener, der Deutsche und der Russe als wesentliche Momente des Charakters und der Mission ihres Volkes betrachten. John Stuart Mill stand in der Tradition der englischen Revolutionen. Im nationalen und im internationalen Bereich verfocht er die Gedanken der bürgerlichen Freiheit, der gegenseitigen Rücksichtnahme und der Toleranz. Michelets Werk trägt die glühenden Male der Französischen Revolution. Mazzini träumt von einem dritten Rom, von einem Rom des Volkes. Die antike und die christliche Vergangenheit Italiens sind für ihn gleichermaßen bestimmend. Treitschke ist durch die Frühgeschichte Preußens und durch die Kämpfe der deutschen Ritterorden fasziniert. Dostojewski sucht an ein vorwestliches Russentum, an orthodoxe Christlichkeit und die demütige Gebundenheit des Volkes an den heimatlichen Boden anzuknüpfen. «Beuge dich, müßiger Mensch, und arbeite erst einmal auf deinem Acker.» So zeigt sich ein zweites Mal die eigenartige Position, welche der Deutsche und der Russe innerhalb der Gruppe der Vertreter des Nationalgedankens einnehmen, deren Gesinnung Hans Kohn leidenschaftslos, jedoch nicht unbeteiligt, vorzüglich dokumentiert und prägnant darstellt. Es ist die Gegenposition zum westlichen Freiheits- und Rechtsgedanken. Der Deutsche opfert Freiheit und Recht zugunsten von Macht und Staat. Der Russe löst beide Gedanken in ein mystisches Gemeinschaftsgefühl auf, in dessen Weite christliche Liebe und Kriegsbereitschaft, Verständnis für die Eigenart anderer Völker und die Vorstellung, daß Rußland das auserwählte Volk sei, nebeneinander Platz finden. Vielleicht — das mag hier angemerkt sein — geht Hans Kohn zu weit, wenn er den Nationalismus Treitschkes mit dem politischen Denken der deutschen Romantik schlechthin identifiziert. Romantische Politik heißt nicht ohne weiteres Etatismus, Machtverherrlichung und Antiliberalismus. Schleiermacher zum Beispiel war sicherlich weder antiliberal noch machtbegeistert noch etatistisch.

Unter dem Ausdruck Nation im Sinne des Nationalismus ist das Volk als Träger einer weltgeschichtlichen Mission zu verstehen. Was aber bedeutet der Begriff Volk? Der Sprachgebrauch unterscheidet zwei Bedeutungen: Volk als Teil eines Ganzen, als Gegensatz zu Herrscher, und Volk als Ganzes, als Glied der Vielheit der Völker. Nation ist das Volk als Ganzes. Michelet bringt jedoch das Volk als Teil eines Ganzen in enge Beziehung zum Nationalbegriff. Für ihn nämlich verkörpert es, das heißt die Masse der einfachen Menschen, der Bauern und Arbeiter die Nation, das Ganze. Nach seiner Auffassung sind die damals herrschenden Schichten Bürgertum und Aristokratie lediglich auf sich, nicht aber auf Frankreich bezogen. Allein aus dem kleinen Mann spreche diejenige Idee, welche Frankreich zur Nation erhebe, welche seine weltgeschichtliche Mission begründe: Die Idee der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Auf den ersten Blick erscheint der Volksbegriff Dostojewskis demjenigen Michelets ähnlich. Auch hier die Verherrlichung des schlichten, ursprünglichen Menschen, in welchem die Einheit und die

Größe des Vaterlandes garantiert sei. Aber wenn Dostojewski auf die Sprache des Volkes lauscht, so vernimmt er nicht eine Idee, welche über Rußland ins Allgemeinmenschliche hinausweist, dann vernimmt er die Stimme Rußlands, der er jedoch allmenschliche Bedeutung zumißt. Mazzinis Aussagen über den Gehalt des Volksbegriffes beziehen sich auf das Volk als Ganzes. Er spricht vom italienischen Volksgeist und versteht darunter jene einheitliche Kraft, welche die Italiener in Raum und Zeit verbinde. Der Einfluß Herders ist leicht ersichtlich. Herders Volksbegriff wird aber durch ein politisches Moment ergänzt: Zum Volk gehört der Staat. Weil Mazzini von der Weltmission seines Volkes überzeugt ist, weil er Italien als Nation begreift, kämpft er um das Werden eines italienischen Staates. — Interessant sind in diesem Zusammenhange besonders auch die Ausführungen John Stuart Mills. Mill kann zu den Vätern der Lehre vom Selbstbestimmungsrecht der Völker gezählt werden. Selbstbestimmungsrecht heißt Recht auf eigene Staatlichkeit. Die Dringlichkeit der Frage, was als Volk und was nicht als Volk zu gelten habe, wird hier evident. Mill vertritt die Auffassung, daß die Nationalität nicht auf äußere Faktoren, wie Rasse, Sprache, geographischer Raum, sondern auf das Gefühl gemeinsamer Sympathie und den Willen, sich selbst zu regieren, zurückzuführen sei. Diese Auffassung erlaubt es, auch eine Verbindung verschiedener Sprachgemeinschaften und verschiedener Rassen als Nation zu bezeichnen. Sie steht somit im Grundsätzlichen in Uebereinstimmung mit dem schweizerischen Nationalgedanken, wie er von Gottfried Keller und von I. P V. Troxler geprägt worden ist. Unzweifelhaft ist der Einwand von Hans Kohn, die genannten äußeren Faktoren hätten in den meisten Fällen der Abgrenzung des Sympathiegefühles die Richtung gegeben, berechtigt. Festzuhalten ist indessen, daß Mill das Nationalbewußtsein im Sinne eines allgemeinmenschlichen Gemeinschaftsbewußtseins verstanden hat, eines Gemeinschaftsbewußtseins, dessen Quelle im Wesen des Menschen selbst liegt. Das ergibt sich auch aus der Tatsache, daß er den Nationalgedanken nur in Zusammenhang mit dem Rechts- und dem individuellen Freiheitsgedanken sieht. Es ist ganz klar, daß durch diese Bestimmungen das Nationalitätenproblem nicht gelöst wird. Immerhin lassen sie einen Schluß zu, der auch heute nicht bedeutungslos ist: Das Recht auf Selbstbestimmung ist nur gegeben, wenn das Gemeinschaftsgefühl und der Wille auf eigene Staatlichkeit mit dem Willen nach Recht und individueller Freiheit verbunden ist.

Damit ist die Einsicht, welche das kleine, überaus anregende Buch Hans Kohns in das Wesen des Nationalismus vermittelt, an Hand einiger Probleme wenigstens in den groben Umrissen skizziert.

Abschließend sei der Blick noch einmal auf ein Charakteristikum, das den beschriebenen nationalen Ideologien gemeinsam ist, und das ihren Anspruch auf Allgemeingültigkeit letztlich legitimiert hat, gelenkt. Treitschke und Dostojewski, Mazzini, Mill und Michelet waren vom Glauben erfüllt, daß durch die Verwirklichung ihrer Ideen das Reich des ewigen Friedens geschaffen werde. Uns fehlt diese eschatologische Zuversicht. Uns beherrscht viel eher die Angst, welche nur das Gegenbild der damaligen Zuversicht darstellt, daß das Ende des menschlichen Wirkens die Zerstörung sein werde. Aus dieser Angst — es ist die Todesangst — stammt die «nausée», in welcher überhaupt alles sinnlos und abstrus erscheint. Optimismus und Pessimismus in diesem letzten Sinn wachsen gleichermaßen aus dem trügerischen Grunde der Spekulation. Der Mensch weiß mit Sicherheit nur, daß er über den Ausgang der irdischen Geschichte keine Gewißheit besitzt. Diese docta ignorantia verleiht ihm die Ruhe, zu hoffen — es ist dies die Lebenshoffnung an sich —, daß eine zwar stets gefährdete Friedensordnung Gestalt gewinne, in welcher die Völker und die Einzelnen zu ihrem Recht kommen, in welcher Unglück und Sorge zwar wirken, aber nicht triumphieren.

PETER SCHNEIDER

CARL DAMUR: DAS FEST DER SEELE

Der als Seelsorger am Zürcher Kantonsspital tätige Pfarrer *Carl Damur* hat mit seinem umfangreichen Werk «Das Fest der Seele» einen gewichtigen Beitrag zu einer Kulturgeschichte Europas geleistet. Der Untertitel seines Buches lautet: «Der Individualismus als Gestalt des Abendlandes[1].» Damit ist die Grundlinie vorgezeichnet, auf der sich Damurs Arbeit aufbaut. Der Verfasser zieht einen Längsschnitt durch die abendländische Geschichte von der griechisch-römischen Antike bis zur Gegenwart, indem er anhand der verschiedensten Werke der geistlichen und weltlichen Literatur, der bildenden Kunst und Musik stets die *eine* Grundspannung zwischen dem schöpferischen Individuum und der Gottheit aufdeckt.

Die von Augustinus und Meister Eckhart übernommene Symbolik der *Morgenschau* (da alle Kreaturen in Gott gesehen werden) und der *Abendschau* (da Gott in den Kreaturen wahrgenommen wird) stellt den Rahmen dar, in welchen Damur sein Bild der europäischen Geistesgeschichte einspannt. Zwischen diesen beiden Aeußersten liegt der «lichte Mittag»: der im Grunde über Zeit und Geschichtlichkeit entrückte Augenblick, da Gott in sich selbst erkannt wird, das eigentliche «Fest der Seele». Zu zeigen, wie sehr das Geistesleben des Abendlandes immer wieder durch einzelne Menschen befruchtet und zur Entfaltung gedrängt wurde, denen eine unmittelbare Gotteserfahrung zuteil geworden war, ist Damurs Hauptanliegen. Es versteht sich daher fast von selbst, daß sein Buch im wesentlichen eine Geschichte der europäischen Mystik darstellt, oder doch eine Geschichte jenes Denkens, das abseits vom gemeinhin Ueblichen in ursprünglicher Weise des Absoluten innewird. Mystisches Denken wird hier, ganz ungeachtet der Ausgangspunkte seiner jeweiligen Vertreter, als ein ur-protestantisches Suchen Gottes in bisher unbetretenen Bereichen und jenseits aller kollektiven Sicherungen aufgefaßt. (Daß der Ausgangspunkt, von dem aus der Flug solchen Denkens anheben konnte, und oft auch der feste Stützpunkt, zu dem dieses Denken immer wieder zurückkehren mochte, irgendeine Kirche, irgendein Felsblock von gesicherten Dogmen sein mußte, ist selbstverständlich — jede negative Theologie setzt eine positive, die überwunden, überschritten werden kann, voraus —; doch interessiert uns in Damurs Darstellung die Betonung des Ungesicherten, Einmaligen, Individuellen und daher in einem eminenten Sinne Protestantischen, zu dem sich das mystische Denken aufschwingt, auch wenn es sich von dem stets irgendwie «katholischen», das heißt allgemeinen Ausgangspunkte nicht ausdrücklich lossagen sollte[2].) «Uns ist es gegeben, ‚an keiner Stätte zu ruhen', uns ist gegeben nicht die Ruhe und Vollendung, sondern die Bewegung, nicht das Sichtbare, sondern das Unsichtbare» (S. 156 f.). Besonders eindringlich kennzeichnet daher Damur die Frömmigkeit des jungen Luther, die, ähnlich der des Paracelsus, eine echte, alle Vorurteile sprengende *experientia,* eine Erfahrung des lebendigen Gottes auf neuem Boden war.

Die ganze Fülle von Gestalten anzuführen, die Damur in seinem über vierhundert Seiten starken Werke darstellt, ist in einer Besprechung nicht möglich. Vorzüglich scheint uns etwa der Abschnitt über den heute weniger bekannten Mystiker Valentin Weigel, oder dann die Würdigung der individualistisch-religiösen Dichter (Damurs Buch zeugt von einer tiefen Einfühlung in die Welt von Goethe, Hölderlin, Spitteler) oder die Ausführungen über Nietzsche und Burckhardt. (Nicht nur der Mystiker, sondern auch der Typus des nüchterneren Weisen,

[1] Verlag Paul Haupt, Bern.

[2] Das mystische Ich findet sich in einer doppelten Spannung: sowohl zu der Allgemeinheit des überindividuellen göttlichen Abgrundes wie zu der Allgemeinheit einer bestimmten menschlichen Gemeinschaft, eines noch vor-individuellen festen Grundes.

der ja nicht minder Individualist ist als der Mystiker, kommt in Damurs Werk zur Geltung.)

Wenn das Buch Damurs einen Fehler hat, so vielleicht den, daß es zu viel Material zu verarbeiten versucht. Manche Gestalt, die in dieser Geschichte des europäischen Individualismus auch noch erwähnt wurde, konnte nur gerade mit den bekanntesten ihrer Kennzeichen erwähnt werden, so daß der gebildete Leser über diesen Partien ermüdet, während derjenige, der nicht im Bilde ist, mit dem Angedeuteten allein wohl nicht auszukommen vermag. — Und ein anderes Bedenken möchten wir gegenüber der Tatsache äußern, daß der Verfasser — wohl aus Sorge um eine bedrohte Welt, die ihm und uns im weiteren Sinne Heimat bedeutet — den Individualismus so ausschließlich als «die Gestalt des *Abendlandes*» auffaßt. — Man spricht heute mit mehr Vorsicht, als dies noch vor einiger Zeit geschah, von einer «deutschen» Mystik. Sollte diese Vorsicht nicht auch in bezug auf das Wort «abendländisch» gebraucht werden? In A. Huxleys 1944 erschienenen «Perennial Philosophy»[3], im wesentlichen auch einer Darstellung des mystischen Denkens, wird auf den Unterschied zwischen abendländischen und morgenländischen Autoren wenig Gewicht gelegt. Wie uns scheint, mit Recht. Denn manchen unter den Mystikern des Ostens ist eine nachhaltigere Wirkung und damit eine stärkere «Gestaltung» ihres Kulturkreises beschieden gewesen als etwa dem Abendländer Meister Eckhart, dessen Gedanken trotz den literarischen Streitigkeiten, zu denen sie seit einigen Jahrzehnten wiederum Anlaß bieten, doch nur von wenigen nicht nur gelesen, sondern auch gelebt werden. — Jedoch wollen wir über diesen nur am Rande angebrachten Bedenken nicht übersehen, daß uns das Buch von Carl Damur einen gewaltigen Reichtum an historischen Tatsachen und bedeutsamen, verpflichtenden Gedanken in einer klaren und flüssigen Sprache nahebringt. Zu den Kostbarkeiten des Buches gehören die Vergleiche zwischen Literatur- und Musikgeschichte oder die feinsinnigen Deutungen einzelner Werke der bildenden Kunst. Damurs größtes Verdienst aber besteht darin, daß es ihm gelungen ist, bei all seinem Wissen um das Unsagbare des «schattenlosen Mittags», dennoch das Sichtbare, Hörbare, vom eigentlichen Feste der Seele gerade noch Aussagbare —, Wort werden zu lassen und dem Leser somit erneut das Gleichnis des Unbeschreiblichen zu schenken.

MARIA BINDSCHEDLER

«FORTUNAT»

Ueberlegungen zu Form und Thema eines Romans

Otto Flake legt durch den Verlag Paul Keppler, Baden-Baden, einen neuen Roman vor. Das Werk umfaßt vier Bände im Gesamtumfang von mehr als 1800 Seiten. Der Titel lautet «Fortunat». Dem zweiten Teil, vereinigt in Band III und IV, ist ein besonderer Name beigegeben: «Ein Mann von Welt.» Erzählt wird die Geschichte eines Lebens im Milieu des 19. Jahrhunderts; Flake selbst spricht bei Gelegenheit von einer Art «fiktiver Biographie».

Das Unternehmen wird aus mehr als einem Grund ein heftiges Für und Wider aufrühren. Flucht ins Gestern! werden die einen sagen und damit ein Vorhaben verwerfen, das andern wiederum als prüfende Vergegenwärtigung der Grundlagen des Heute, mithin als zeitgemäß, ja aktuell erscheinen wird; denn wo eigentlich beginnt die Zeit, aus der zu fliehen nicht erlaubt sein soll: mit den Fragen, die der Tag aufwirft (und welcher Tag)? Nicht anders wird es gehen, wo es sich um

[3] Ins Deutsche übersetzt von H. R. Conrad, Zürich 1949.

die Haltung des Erzählers gegenüber seinen Gestalten handelt: entspringt Distanz einem Unvermögen (Mangel an Nähe, an Wärme, an Einbildungskraft), oder ist Distanz hier wohlüberlegtes Kunstmittel, geübt mit dem Blick auf das Ganze? Wenn dem so ist — und bei einem Schriftsteller von Flakes Art spricht mehr dafür als dagegen —, sollte dann nicht mit Wahrscheinlichkeit auch hinter der Zeitwahl eine Absicht stehen, ein Plan, der über die Verlockung durch die erzählerische Substanz hinausweist? Der Autor selbst erläutert sich nicht, er hält sich anonym hinter dem Dargestellten. Dieses allein kann aussagen. Sehen wir denn zu.

Fortunat: Jacques-Fortuné Maslin, wenn nicht der Held (im herkömmlichen Sinn), so doch die führende Figur, die sammelnde Mitte des in vielen Ringen ausgebreiteten Geschehens: Fortunat ist das Kind eines französischen Vaters und einer deutschen Mutter, zur Welt gebracht in jenem lichten, milden, rebenreichen Winkel am Oberrhein, wo die beiden Elemente einander begegnen und vielfach durchdringen. Der Jüngling entscheidet sich für die väterliche Seite; der Mann bleibt ihr treu; der Alternde fällt in den Zauber der Kindheitslandschaft zurück und endet in Baden-Baden. Die Lebensdaten liegen zwischen 1814 und 1897. Anfang und Ende decken sich also nahezu mit Beginn und Ausgang des Jahrhunderts. Unter den Schauplätzen, den vielfach wechselnden — Baden, die Schweiz, Frankreich, Aegypten, England, Spanien, die Vereinigten Staaten —, wird und bleibt Paris der bestimmende, subjektiv als Nähr- und Entwicklungsboden des Helden, objektiv als die Warte, von der aus der Blick in das sich entfaltende Jahrhundert läuft.

Was durch diese dreiundachtzig Jahre wächst und reift, dann stille wird und endet, ist das Leben eines, der, wie die Ammen das nennen, mit der Glückshaube zur Welt kam. Nur eben, daß «zum Glück geboren sein» nicht nach dem Märchensinn als magisch-wunderbare Anziehung des Segens verstanden wird, mithin als etwas, das dem Menschlichen nicht zugehört, sondern als das eingeborene savoir vivre, die Gabe der so leichten wie festen Hand, die Fähigkeit, sich mit dem Leben zu arrangieren. Fortunat ist sowenig «Glückspilz», wie sein Nachbar zur Rechten und Linken es sein mag, der Blitz schlägt in sein Leben ein wie in das ihre, auch seine Tür sperrt den Schmerz nicht aus. Was ihn zum Fortunatus macht, aufs Ganze besehen, ist das Talent und ist der Entschluß zum Bestehen. Diese Eigenschaft, zwar vorgegeben, doch mehr und mehr ins Klare und Bewußte heraufgehoben, gibt auch der sozialen Funktion des Helden die Farbe. Maslin wird Arzt, führt eine Klinik in Paris, nimmt durchaus teil an allem, was zu seinem Fach gehört, ohne sich indessen daran zu verlieren. Die tragische Spannung, die gerade diesem Beruf innewohnt (Problem des Helfers) wird erkannt, durchdacht — und als unlösbar zu dem Nichtaufzulösenden geschoben. Nicht alle Fragen, die das Dasein stellt, lassen sich auch beantworten, sowenig wie die andern, die hinter diesem Dasein stehen. Man soll die Augen offen halten und über dem, was sie sehen, nicht verzweifeln. Im Maß, das zu gewinnen, als Aufgabe zu meistern ist, liegt die Freiheit, auch des Herzens. So etwa ist die Grundstimmung des Fortunat-Charakters. Alles zielt auf das Gleichgewicht, auf die Bewährung in der Selbstbewahrung, mit einem Wort auf das *geglückte Leben.*

Man kann nicht sagen, daß ein Fortunat es seinem Biographen, dem Erzähler, leicht macht. Die Literatur liebt die Moll-Vorzeichen; ihre großen Szenen, ihre großen Gedichte zeigen den tragischen oder dämonischen Akzent, wie ja auch die Helden des Menschenherzens nicht Haydn oder Maria Theresia, sondern Michelangelo, Napoleon, Beethoven heißen. In den Romanen pflegen alle Linien auf den großen Konflikt hinzulaufen, oder aber die Handlung wird, von Treffen zu Treffen, über eine Kette von Höhepunkten geführt, die dem erzählten Vorgang

eine Art selbsttätiger Steig- und Fallbewegung mitteilen. Es ist deutlich einzusehen, daß über dem Grundriß eines Fortunat-Charakters eine solche Komposition nicht möglich ist, indem der Konflikt, das Tendieren in die tragisch gefärbte Lebenssituation, eben gerade *nicht* das Konstituierende dieser Existenz ausmacht. Also muß die Bewegung — und ohne sie gibt es kein Erzählen — aus anderen Quellen fließen.

Es wird ein Menschenleben durcherzählt, von der Geburt zum Tod, in seiner ganzen zeitlichen und räumlichen Erstreckung. Wie nun die echte Biographie vom Kunstmittel des Vorhangs nichts weiß, sondern den Helden auf stets offenem Schauplatz seinen Weg gehen läßt: in dieser selben Art gibt sich die Chronik vom Leben des Jacques-Fortuné Maslin als kontinuierende Nacherzählung. Auch in den Einzelheiten ließe sich die formale Verwandtschaft belegen; es ist ein wesentlich «biographischer» Stil, durchaus Bericht, gleichmäßig hell in den Lichtvaleurs und voll merkbarer Zurückhaltung gegenüber den auf Wirkung zielenden Verschiebungen der Perspektive. Insoweit trifft die Kennzeichnung als erdachte Biographie das Richtige: ein Ganzes, das, wie es bei den wirklichen Lebensläufen der Fall ist, durch die unverrückbaren Tatsachen gebunden zu sein imaginiert. Hier nun, in dieser künstlichen Erschwerung — indem der Erzähler sich scheinbar seines schönsten Rechtes, der Freiheit, begibt —, hier, genau hier, liegt der verdeckte künstlerische Reiz. Denn der Erzähler verzichtet ja nur scheinbar auf Komposition, auf Zuteilung von Wertakzenten und Maßen; das Nichterzählenswerte bleibt ja dennoch à part, womit die Perspektive bereits ihre erste Korrektur erfahren hat (um nur dies zu erwähnen). Dennoch bleibt das Vorhaben in eminentem Sinne schwierig: ein Leben durcherzählen, wirklich durch-erzählen, heißt einen ganzen Menschen sich nicht nur entwickeln, sondern reif sein, in die müderen Jahre kommen und endlich alt werden lassen. Wer wagt das? Die Menschen hören nicht gern davon, und wer ihr Ohr für diese späten Phasen gewinnen will, muß sich erzählerisch das Höchste zutrauen. Werfels Verdi, wenn wir uns erinnern, ist nur den Jahren nach ein alter Mann, und Hofmannsthal, der uns den Tod des Tizian gedichtet hat, läßt den Uralten nicht erscheinen. Hier nun ist es in der Tat so, daß der Berichtende von Phase zu Phase mitgeht, das Gelebte zurückfallen, das Neue herankommen läßt, einzig getragen von der *Lebensdichte* dieser Existenz, die Ring um Ring ansetzt, an Erfahrung, an Schicksal, an Zeit. Die Zeit, mit allem Schillernden des Wortverstandes, ist sozusagen der zweite Held dieser Geschichte. Sie wird sowenig außer acht gelassen wie die Hauptgestalt, entwickelt sich wie sie, mit ihr, ganz zugehörig, woher denn die Dinge, auch die historisch mehr oder minder geläufigen, einen eigentümlichen Beigeschmack von Spontaneität erhalten, nah und näher rücken und endlich da sind. Es ist ein seltsam selbstverständliches, im Anfang wohl auch gelegentlich befremdliches *Einstufen* des ringsum Geschehenden, ein langsames, eindringliches, eben durch seine distanzierte Kühle eindringliches Aufhäufen von Zeit. Das Irgendwann, das der Mehrzahl der Romane eigen ist, auch wo sie sich mit den Attributen irgendeiner Gegenwart ausstatten, jene Indifferenz gegenüber dem Wo und Wann ist hier mit Entschiedenheit aufgegeben.

Damit stellt sich nun, unter anderen, ein besonderes Problem. Es läßt sich in die Frage fassen, wie die erdachte mit der wirklichen, die erfundene mit der authentischen Person sich verhalten solle. Ins Allgemeinere gewendet: Ist im Roman, dessen Klima immer einen Zusatz von Traum hat, das Auftreten historischer Persönlichkeiten als begegnender Figuren legitim? Wohlverstanden in einem Roman, der wie der hier in Rede stehende das Leben aus der Sicht einer erdichteten Gestalt ordnet? Die Antwort wird sich schwerlich für ein und alle Male geben lassen. Denn es ist am Ende eine Sache des Taktes, des Geschmacks,

des sicher reagierenden Gefühls für das Mögliche — das in den Umständen des einen, nämlich imaginierten, wie des andern, nämlich gelebten und belegten Lebens Mögliche. Es wird vor allem darauf ankommen, ob der Erzähler die geschichtliche Person (und das will sagen ihren Nimbus, den Kredit ihres Namens) seiner Handlung *vorspannt*, oder ob er sie in seine Handlung *einspinnt*. Das wird entscheiden.

Flakes Technik geht den zweiten Weg, sie geht ihn radikal. Die Unbefangenheit wird Programm. Das Feld bevölkert sich mit den Zelebritäten des Jahrhunderts, seinen Dichtern, Malern, Literaten, Musikern, den politischen und wissenschaftlichen Geistern aus aller Welt, den sozialen Wohltätern und sozialen Uebeltätern selbst, mit Schatten und Figuren, je nach Gunst der Stunde. Zuweilen bringen sie nicht mehr als Namen und Kostüm mit zu rascher Begegnung; zu andern Malen wieder glücken sie bis zur Greifbarkeit. Rimbaud ist da, als folgte er einer Beschwörung, ein schöner Engel mit dem Höllenmal, ein verworfen-geniales Kind. Auch Berlioz, der am Heftig-Maßlosen leidende, ein wahrhafter Infortunat, rückt im großen Schwarm sehr nahe. Witzig, ein Spaß, wie die Romantiker ihn liebten, die Einführung Viel-Castels als Raisonneur und wandelnder Bericht vom Tage: Zurückverwandlung einer «Quelle» in den sprechenden Mund.

So öffnet sich mit der Entfaltung eines Lebens das Panorama einer Zeit. Sie ist um ihn, den Fortunat, als Außenwelt, sie ist in ihm als Reflexion. Nicht als zurückverlegte, vom Heute ins Damalige eingeschwärzte Reflexion, vielmehr als eigenständige in den Voraussetzungen *seiner* Lebensstunde, der historischen wie der biologischen. Und in dem Maße, wie der Held, zu Anfang nicht viel mehr als ein in seinen Glücksternstrahlen sicher dahinziehender junger Herr, an Geistigkeit gewinnt, in eben dem Maß scheint das Umgebende, scheint das Begegnende an sinnlicher Nähe zuzunehmen. Am Ende stehend überblicken wir das Leben eines Europäers, wie ihn erst das durchlaufene Jahrhundert mit der Fülle seiner Strömungen und Spannungen, seiner Geschenke und Katastrophen möglich gemacht hat: als ein bewußtes, der Elemente seiner Existenz gewisses Individuum, das den Einklang zwischen Freiheit und Bindung, Selbstbehauptung und Pflicht zur Gesellschaft zu realisieren versucht. Fortunats Jahrhundert ist zugleich ein abschließendes und einleitendes, und nichts, was heute ist und die Geister, die Völker, die Menschheit bewegt, ist ohne seinen Stoff und Geist zu denken. Aus solcher Perspektive ist der Roman geschrieben. Die Frage nach Europa. Die Frage nach einem Leben, das ihm als geistiger Vorstellung und materieller Wirklichkeit gemäß ist.

Sicherlich, es läßt sich solches Suchen auch auf andern Wegen führen, unter Sternen, die unserm Auge näher sind, uns drohender scheinen als die (wenn schon so oft marsfarbenen) des 19. Jahrhunderts. Wer wollte solchen Versuchen entgegen sein? Nur daß man kein Dogma daraus mache, keinen Imperativ für Dichter. «Die Lichter über Europa sind ausgegangen»; es war die erste Stunde des ersten Weltkriegs, als Sir Edward Grey diese Worte sprach. Die Lichter sind ausgegangen. Lasse man sie jeden anzünden, wo immer er das Glühende finde.

HANS NOWAK

DISKUSSION MIT ZEITSCHRIFTEN

Carl J. Burckhardt Als einzigen Schweizer, der in den Rang *«Europäischer Gestalten»* gehört, zusammen mit Croce, Ortega, Huizinga, Valéry, Péguy, Eliot, Toynbee, Haecker, Broch, Jaspers, Weber, hat *Adolf Frisé*, ein Gundolf-Schüler, Carl J. Burckhardt gewählt. Seine Studie über den Diplo-

maten, Historiker und Jugendlehrer findet man als Vorabdruck im leider letzten Heft der Heidelberger *Wandlung* (8), mit deren Erfahrungen, wie sie *Dolf Sternberger* einleitend darstellt, wir uns noch beschäftigen werden. Frisé situiert den Verfasser des *Richelieu* und der *Maria Theresia* als dichterische Persönlichkeit, die um die Wechselwirkung von Erkenntnis und Aktion ringt, in die Umgebung der französischen Diplomaten-Autoren Claudel, Morand, Giraudoux, der englischen Somerset Maugham und Harold Nicolson; doch gehört auch der geheimnisvolle John St. Perse (vom Quai d'Orsay) zu dieser Literatur-Diplomatie. Burckhardts Warnung vor abstraktem Denken, dessen Folgen tödlich sind — in seiner Rede *Eidgenössisches Dasein* —, geht dem Weltbild von Camus voraus. Frisé bewundert an Burckhardt die souveräne Unabhängigkeit eines Mannes, der eine natürliche Identifizierung seiner Person mit wissenschaftlichen Werten, ethischen Inhalten und akuten Aufgaben erreicht hat. Von seiner Rot-Kreuz-Tätigkeit, bei der Umsiedlung der griechisch-türkischen Bevölkerung, bis zu seiner Gesandtenzeit in Paris führt derselbe Realisierungswille. Sein Versuch, das Eliteproblem des 17. Jahrhunderts — die Bildung des Honnête-Homme — als moralische Erkenntnis und Aufgabe zu erfassen, gehört zu den Vorstufen seiner diplomatischen Wirksamkeit. Daß der junge Attaché in der Schweizer Gesandtschaft in Wien einer Freundschaft mit *Hofmannsthal*, später mit *Rilke*, würdig befunden wurde, weist auf seinen eigenen Zusammenhang mit diesen Dichtern hin, vor allem auf die Weltkonzeption von Hofmannsthals Hauptwerk, dem *Turm*. Ob es eine tragische oder verfehlte Stunde war, die Burckhardt als Kommissär von Danzig mit der Unterwelt zusammenführte, wird man wohl erst später von ihm selbst erfahren. Was er in sich selbst verwirklicht hat, macht ihn zum Repräsentanten des modernen, schöpferisch Konservativen, das in allen Ländern neue Bedeutung gewinnt.

Nur wer im Wohlstand lebt... Die Dreigroschenoper hat im Zürcher Schauspielhaus trotz der noch immer stimulierenden Lyrik von zwei echten Bänkel- und Balladensängern wie Brecht und Weill das Publikum nicht mehr von der unverfrorenen Ideologie der zwanziger Jahre überzeugt, die dem damaligen Zeithunger entsprach. «Nur wer im Wohlstand lebt, lebt angenehm»? Schweden hat es verstanden, Wohlstand für alle zu einem *Versicherungsproblem* zu reduzieren, dessen Kostendeckung freilich noch Jahre dauern wird. Da der Kontrast zwischen schwedischem Funktionalismus für alle und meist schlecht funktionierenden Wasserleitungen in Frankreich zwei europäische Gegensätze umschließt, ist *Emmanuel Mounier*, religiöser Freikommunist und Personalist in einem, der berufenste Interpret des *schwedischen Wunders*, über das er unter dem Titel *Notes scandinaves, ou du bonheur* einen dreißigseitigen Bericht in *Esprit* (2) veröffentlicht. Unbekannt wie die eng gewordene Welt noch immer Gebildeten ist, war es ihm zum Beispiel ein Novum, daß Norwegen, Dänemark und Schweden nichts gemein haben als das linguistische und geographische Attribut «nordisch». Mounier liegt es fern, die profitable Geschicklichkeit der schwedischen Außenpolitik zu idealisieren oder dem Lande seinen Wohlstand zum Vorwurf zu machen. Er sieht ein Land, das den gründlichsten kollektivistischen Methoden und Neigungen ein liberales Aeußere gibt. Die Kultur ist konformistisch, wird aber durch ein lebhaftes Freiheitsgefühl korrigiert. Es gibt in Schweden, das sich seit 1890 rapid industrialisierte, weder ein Proletariat noch einen Klassenkampf. Auch der profitsüchtigste Bürger wird von den Klassenungleichheiten anderer Länder skandalisiert. Armut und Slums sind etwas, was sich in Schweden einfach nicht schickt. Ebenso unpassend wären Verfolgungen des Gegners. Lenin wußte den Schweden nichts Aergeres nachzusagen, als daß ein

revolutionärer Staatsstreich nach dem Sieg zunächst mal der gestürzten bürgerlichen Regierung ein Abschiedsbankett geben werde. Aber warum überhaupt eine Revolution? fragt Mounier. Der Sozialismus hat Werke in Schweden realisiert, die das gesamte Leben mit Wohlstand versehen, ohne ihm seinen bürgerlichen Charakter zu nehmen. Was hat er aber aus dem *Menschen* gemacht?

Wenn *irgendein kleiner Petersson,* der schwedische Normalverbraucher, um den Eigennamen des reizenden deutschen Films «Liebe 47» zu verwenden, eine arbeitende Mutter hat — also fast immer —, lebt er in Tagesheimen, die ihm an Hygiene, Komfort, Unterhaltung, Kameradschaft, Aufsicht, Essen, Spiel die Bequemlichkeiten eines Zukunftsromans bieten. Mit vier Jahren kommt er in eine Spielschule, die auch über ausreichende Mittel verfügt, da Gemeinden und Institutionen sie zur Verfügung stellen. Bis zum fünfzehnten Jahr ist er in einer Schule, deren Zentralküche für 1200 Kinder Essen liefert. Im Schulgebäude sind Sport- und Lesesäle. In einer eingebauten Musterwohnung erhalten Buben und Mädchen als Schulfach Unterricht in Kochen, Tischlern, Basteln, Weben. In der Schule befinden sich eine Zahnklinik mit Krankenschwester, ein Radiohörsaal, eine Festaula. Die Mädchen lernen Krankenpflege, Hausarbeit, Kinderpflege, Textilarbeiten, Hygiene. Die Kinder essen größtenteils zu Mittag in der Schule, natürlich umsonst, wie es der gesamte Schulbetrieb, inklusive Zahnbehandlung, ist. Nach Schulschluß steht das Gebäude mit allen seinen Einrichtungen den Vierzehn- bis Achtzehnjährigen für ihre Freizeitgestaltung zur Verfügung. Endigt die Schule früher als die Arbeitszeit der Mutter, so kommt der Normalpetersson in ein «Heim-nach-Schulschluß», wo er seine Schulaufgaben macht, essen und spielen kann. Weniger begabte oder scheinbar kranke Kinder kommen in verschiedene Klassen unter Beobachtung von Aerzten und Psychiatern, je nach dem Leiden, von dem Anzeichen vorliegen.

Gehört der kleine Petersson zu einer «armen» Familie, mit 2000 Franken Monatseinkommen, so haben seine Eltern ein Recht auf *freie Eisenbahnfahrt* auf 600 km Entfernung mit den Kindern; wenn sie im Norden leben, auf 1200 km. Eine Mutter mit zwei Kindern unter vierzehn Jahren hat auf alle Fälle unbegrenzt freie Eisenbahnfahrt während der Ferien im ganzen Land. 90 Prozent von Familien mit Kindern profitierten von dieser Bestimmung.

Während seiner *Militärzeit* sorgt der Staat für Frau und Kinder unseres Normalverbrauchers. Kommt er auf die *Universität,* so stehen ihm so viele Stipendien zur Verfügung, daß er oft unverlangte Angebote ablehnen muß. Als Student erhält er außerdem von Banken, Fonds, Studentenvereinigungen Gelder zum Lebensunterhalt auf Kredit, zum Teil zinslos. Vierzig Prozent der schwedischen Studentenschaft studiert auf dieser Grundlage.

Wenn Petersson *heiratet,* wird er gut tun, ein Jahreseinkommen unter 7200 Franken zu haben (die Krone immer zu Fr. —.80 gerechnet, der Realwert ist höher), er hätte dann in den neuen Siedlungsstädten rings um Stockholm ein fabrikgefertigtes Holzhaus von drei Zimmern mit Küche, Bad, Waschküche, Garage, Werkstätte sehr billig gegen Ratenzahlung von der Stadt kaufen können. Wenn er mehr Geld hat, nimmt er eine Stadtwohnung, und wenn er zwei Kinder hat, erhält er einen Mietszuschuß von 20 Prozent, für drei Kinder 30 Prozent usw. Er hat als Mieter fast nur mit der Gemeinde oder mit Genossenschaften zu tun. In Stockholm sind 97 Prozent der Neubauten kooperativ; 90 Prozent der Baugelder leiht der Staat.

In der Wohnung läßt sich nicht erkennen, ob sie einem Arbeiter, Beamten oder Intellektuellen gehört. Ueberall herrscht ein *monotoner Komfort.* Den Schicksalsschlägen der Familie beugt ein ganzes System von Versicherungen und Subventionen vor. Je nachdem, was unserem Petersson passiert: wird er krank,

arbeitslos, blind, alt — immer wird er dafür bezahlt. Seine Frau bezieht eine Witwenpension, 480 Franken nach fünfjähriger Ehe, Sonderzulagen für Miete, für Kinder, für ihre Verheiratung usw. Mounier hätte noch hinzufügen können, daß alle Zuwendungen auf Grund der Forderungen des Benefizempfängers ohne weitere Untersuchungen, Belege, Papiere, Schikanen gewährt wird. Das Versicherungswesen hat infolge seines allgemeinen Charakters eine ebenbürtige Versicherungsmoral gezeitigt. Die Kontrolle durch ein Beamtenheer wäre teurer, als das Betrugsrisiko. Zudem ergänzt eine taktvolle Vorsorge für Gruppenbedürfnisse die Versicherungsnormen. Es gibt Häuser für alleingebliebene Mütter, für Geschiedene, für Junggesellen und -gesellinnen, für unverheiratete Mütter usw.

Aber schließlich — Petersson ist ein Mensch, er kann auch ins Gefängnis geraten. Dort wird 2000 Gefangenen — mehr gibt es in ganz Schweden nicht — das Leben einer komfortablen Pension geboten. Ein Teil kommt in kleine Anstalten, in Arbeitslager für zwanzig bis dreißig Leute, oder auf Landarbeit. Die Todesstrafe ist abgeschafft oder vielmehr durch Psychoanalyse ersetzt. Die Zelle ist ein modernes Studio — so recht, wie es sich ein Schweizer Schriftsteller in seinen kühnsten Träumen mit Blumen, Vorhängen, Bildern an den Wänden, Kombimöbeln ausschmückt. Als ich grade in Stockholm war, eröffnete die Ministerin für Sozialpflege persönlich im Stockholmer Gefängnisgarten den neuen Fußballplatz, auf dem ein Sportteam mit dem Gefängnisteam spielte. Wahrscheinlich hat letzteres gewonnen, weil es geübter war, in fremde Tore einzubrechen. Der Gefangene bekommt Urlaub, zum Familienbesuch, oder um nach seinen Geschäften zu sehen (den erlaubten).

Wie bezahlt der Schwede sein Glück? Gibt es keine *Glückskrankheit?* Der Arbeiter arbeitet nicht mehr als er unbedingt muß: er hat ja doch alles. Der Industrielle, aufgefressen von Steuern, verzichtet auf Vorstöße in Neuland. Das System ist zu neu, um seine Auswirkungen schon zu zeigen. Welche Schaffensmotive werden die Profitmotive ersetzen? Wird der vom Lebenskampf erlöste Mensch neue Antriebskräfte erwerben? Erst wenn diese der Welt noch unbekannte Phase allgemeinen Wohlstands ein gewöhnliches Ordnungselement geworden ist, wird man sehen, ob ein neuer, besserer Mensch heranreift.

Es ist schwer, die Gleichgültigkeit und Langeweile, die man vielfach antrifft, durch das soziale Experiment allein zu erklären. Was ist daran vielleicht typisch schwedisch? Organisation und Konformismus sind eine neue *Mystik* geworden, die bis in die Volksfeste und Jahreszeitentage hineinreicht. Gute Eigenschaften, wie soziale Verantwortung, haben erstarrte Züge angenommen. Werden nicht Wohlstand, dauernder Friede, Neutralität zu Vorwänden gesellschaftlicher Lüge und Feigheit? Ersetzt nicht das Dekorum eines völlig allgemein gewordenen, wohlanständigen Wohlstands das weite Gebiet politisch-sozialer Leidenschaften? Man kann sich keine sorgfältigere Kindererziehung vorstellen. Aber wieso erzeugt sie (noch!) keinen vollkommeneren Menschentypus? Schweden kennt die drückenden Probleme Europas nicht. Aber man kommt hier auf den Gedanken, der Sozialismus besitze nur einen Kampf-Geist, keinen Ziel-Geist: *«La Suède, ou la carence du socialisme arrivé.»*

Auf die drei Grundfragen: *Kultur, Religion, Frau* fallen die Antworten ungünstig aus. Die große Mehrheit der Bevölkerung besitzt eine der französischen klar überlegene Bildung. Aber es ist das diskontinuierliche Wissen der Digest-Kultur, also keine culture. Die Sozialdemokratie ist Anhängerin des Staatskirchentums, weil es die Religion verwässert. Eine neue Bewegung strebt die Trennung von Kirche und Staat zur Wiederherstellung eines religiösen Bewußtseins an. Das schwedische Leben hat keinen Mythos, kein Mysterium. Das Wort wird nur noch in Kriminalromanen gebraucht. Vergebens sucht man eine geistige

Flamme im Lande. Das Sexualleben leidet an einer allbekannten und diskutierten Frigidität, die durch den Schulunterricht, die Sexualaufklärung, die Kurse für Verlobte wahrscheinlich noch gesteigert wird. Bei der Vorführung eines Geburtsfilms fielen Buben und Mädchen reihenweise in Ohnmacht. Hinter dem mechanisierten Leben zeigte plötzlich die Natur das Dschungelbild unseres Ursprungs. Die Zahl der Geisteskranken ist die höchste Europas. Mounier sieht darin ein glückliches Protestsymptom, eine Résistance gegen diese Narkose von Glück. Ein anderes Fluchtsymptom: man geht ins Glasrestaurant des Flugfelds zum Mittagessen. Dort ankert das Glück — nämlich die Flugzeuge, mit denen man ihm entflieht.

Ein Menschheitsdrama entsteht vor uns: Ist der Mensch für das Glück geschaffen? Man sieht und fragt und fühlt — noch ist jede Antwort verfrüht.

Bürovorsteher Kain Während der französischen Streikbewegung von 1947 wurde die Gesellschaft mit einem glücklicherweise vermiedenen Anschlußstreik bedroht, der als Zeugnis eines edlen Berufsbewußtseins übersehen worden wäre, wenn nicht *Albert Camus* in einem Aufsatz *Der Künstler und die Freiheit* im *Monat* (17) diesen kleinen Zug aus der heutigen Welt aufgefangen und verewigt hätte wie der Bernsteintropfen ein Fliegenbein. Der *Henker von Paris* verlangte nicht bloß eine Lohnerhöhung und eine Gratifikation für jeden Fall seiner Berufsausübung, sondern auch die Aufnahme in den Beamtenstand. Der letzte freie Beruf der heutigen Gesellschaft empfand seine Unabhängigkeit als Makel und wollte Clerc werden; vielleicht der einzige, der keine Trahison am Leben begehen kann, da ja grade das seine Beamtenpflicht ist. Camus erinnert an den Verruf des Henkers in jenen barbarischen Zeiten, in denen der Mensch sich selbst in Verruf brachte, der Hand an das Mysterium des Lebens legte: «In einer Kulturwelt, in der Mord und Gewalttätigkeit bereits zu Dogmen geworden und auf dem besten Wege sind, ständige Institutionen zu werden, hat auch der Scharfrichter einen berechtigten Anspruch, in die Reihen des Beamtentums einzutreten. Ja, fast überall in der Welt sind die Scharfrichter bereits seit langem mit Ministersesseln bestallt worden, nur daß sie die Axt mit dem Gummistempel vertauscht haben.»

Die Tötung ist ein bürokratischer Akt geworden, ein Abstraktum wie das Leben auch, seitdem man es in Ideologien preßt, die notgedrungen abstrakt sind; und seitdem wir uns, fährt Camus fort, im Zeitalter totalitärer Ideologien befinden, die ihrer närrischen Vernunft, ihrer kurzlebigen Wahrheit so sicher sind, daß sie die Welt ihnen unterwerfen wollen, ist diese selbst abstrakt, leblos geworden. Gewalttätig wie der Weltbezwingungsgedanke ist, kann er sich nur polemischer Methoden bedienen, Beschimpfungen des Andersdenkenden, erhitzter Willenskrämpfe, aber keineswegs der Ueberredung, des Arguments, der Diskussion, der Aussprache von Mensch zu Mensch: «Alles, was die Würde der Kunst ausmacht, steht im Gegensatz zu (dieser) Welt und fordert sie heraus. Das Kunstwerk verleugnet allein durch die Tatsache seines Vorhandenseins alle Eroberungen der Ideologien. Aus diesem Grunde ist es zwecklos und lächerlich, wenn man von uns eine Rechtfertigung, ein Engagement verlangt. Der Künstler ist seiner ureigensten Aufgabe nach ein Zeuge der Freiheit... er ist von Natur aus ein Gegner der heute triumphierenden abstrakten Götzenbilder, seien es nun die einer Partei oder einer Nation. In unserer von Todesurteilen erfüllten Welt zeugen die Künstler für das Teil im Menschen, das nicht sterben will. Mit Ausnahme des Scharfrichters haben sie keine Feinde. Und das wird sie immer den Drohungen und Schlägen der modernen *Stehkragen-Jakobiner* aussetzen. Die Künstler werden aufzuzeigen versuchen, daß Revolutionen zwar durch Gewalt

vollzogen, aber nur durch das Gespräch aufrecht erhalten werden können. Heute ruft ihnen ganz Europa entgegen, daß (ihr) Unterfangen lächerlich und vergeblich sei. Aber wir leben heute nur, um das Gegenteil zu beweisen.»

Stolze Künstlerworte, besonders wenn sie von einem Dichter kommen, der einer höheren Instanz gegenüber engagé ist als der tristen Figur des Henkers, dessen anonyme, sinnlose Macht hinter seinem Werke untergeht.

Empfohlene Bücher Die literarischen Beziehungen mit Deutschland erlauben noch immer keine laufende Uebersicht der Neuerscheinungen; noch immer keine Kenntnis der Bewertungen, die kennzeichnend für neuen Anspruch und neue Erfüllungen sind. Was man erfährt, ist lückenhaft, und wie der Buchhandel unter Devisenkontrolle funktioniert, davon weiß auch der Schweizer Verlag ein Lied zu singen. Die Umfragen bei geschätzten Autoren über ihre eigene Lektüre ist noch immer ein gutes Auskunftsmittel. Die Rundfrage der vom Südverlag, Konstanz, herausgegebenen *Erzählung* (12) an achtundzwanzig deutsche Autoren ergab ein großes Material des Un- oder Halbbekannten. Viel Lyrik wurde empfohlen. Die Todessonette von *Georg Britting* in der «Begegnung» (Nymphenburger Verlagshandlung); die von Rowohlt herausgegebenen Gedichte von *Lorca;* die «hinreißenden Verse» von *Wilhelm Lehmanns* «Entzücktem Staub» (Lambert-Schneider); die Gesammelten Gedichte des Insel-Autors *Eberhard Meckel.* Aus der Welt des Dramas werden nur die unter dem Titel «Dionysos» gesammelten Dramen von *Inge Westphal* (Piper) zitiert.

Eine Auseinandersetzung mit ihrer Zeit haben vier Bücher gegeben. Mehrmals genannt, darunter von *Martin Gumpert,* wird *Rudolf Krämer-Badonis* «In der großen Drift» (Claasen & Roether), als unbeschönigte Darstellung eines typischen Schicksals. *Hugo Hartungs* «Große belmontische Musik» (Hermann Hübener) ist ein «Erlebnisbuch aus der Wahnsinnszeit, wie wir keines haben». Lernet-Holenia empfiehlt die «Galeere» von *Bruno E. Werner* (Suhrkamp) allen, die vergessen möchten.

Als neue Erzähler empfiehlt man *Günter Eich,* den Verfasser der «Abgelegenen Gehöfte» (K. G. Schauer); «Grimbarts Haus» von *Paul Alverde* (dreimal); *Gerd Gaisers* Erzählungen «Zwischenland» (Carl Hanser); *Kurt Kusenbergs* «Blauen Traum» (Rowohlt).

In ein verschollen-nahes Ancien régime läßt sich der Leser von *Alex Rhode-Liebenau* führen: einem Petersburger Roman «Vergangen» (Wedding); den «Blauen Kammerherrn» von *Wolf v. Niebelschütz* (Suhrkamp) nennt E. W. Eschmann eine heitere Schimäre im Spiegel vergangener Zeiten. Autobiographisches fesselt heute in allen Ländern mehr als je. *Wilhelm Hausenstein* gibt unter dem Pseudonym *Johann Armbruster* «Lux perpetua» (Alber) seine Autobiographie, die Pfeiffer-Belli bewunderungswürdig nennt. Das «Unversehrte Jahr» des Oesterreichers *Josef Leitgeb* (Otto Müller) wird zweimal genannt; außerdem «Fröhliche Armut» von *K. H. Waggerl.* — Viel gelesen und empfohlen wird *Peter Bamm* (Deutsche Verlagsanstalt). Hohes Ansehen genießen die «Begegnungen und Entscheidungen» von *Victor v. Weizsäcker* (Koehler). Die «Weltgeschichte Europas» von *Hans Freyer* (Dieterich) wird als Buch eines großen Gelehrten und großen Schriftstellers in den Existenzkampf des Abendlandes eingeordnet. Als große Namen der Vergangenheit werden *Melville* und *Diderot* in Neuausgaben entdeckt und viel gelesen.

FELIX STÖSSINGER